

# Alfred Escher und Heinrich Schweizer

Autor(en): **Helpenstein, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **88 (1968)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985471>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

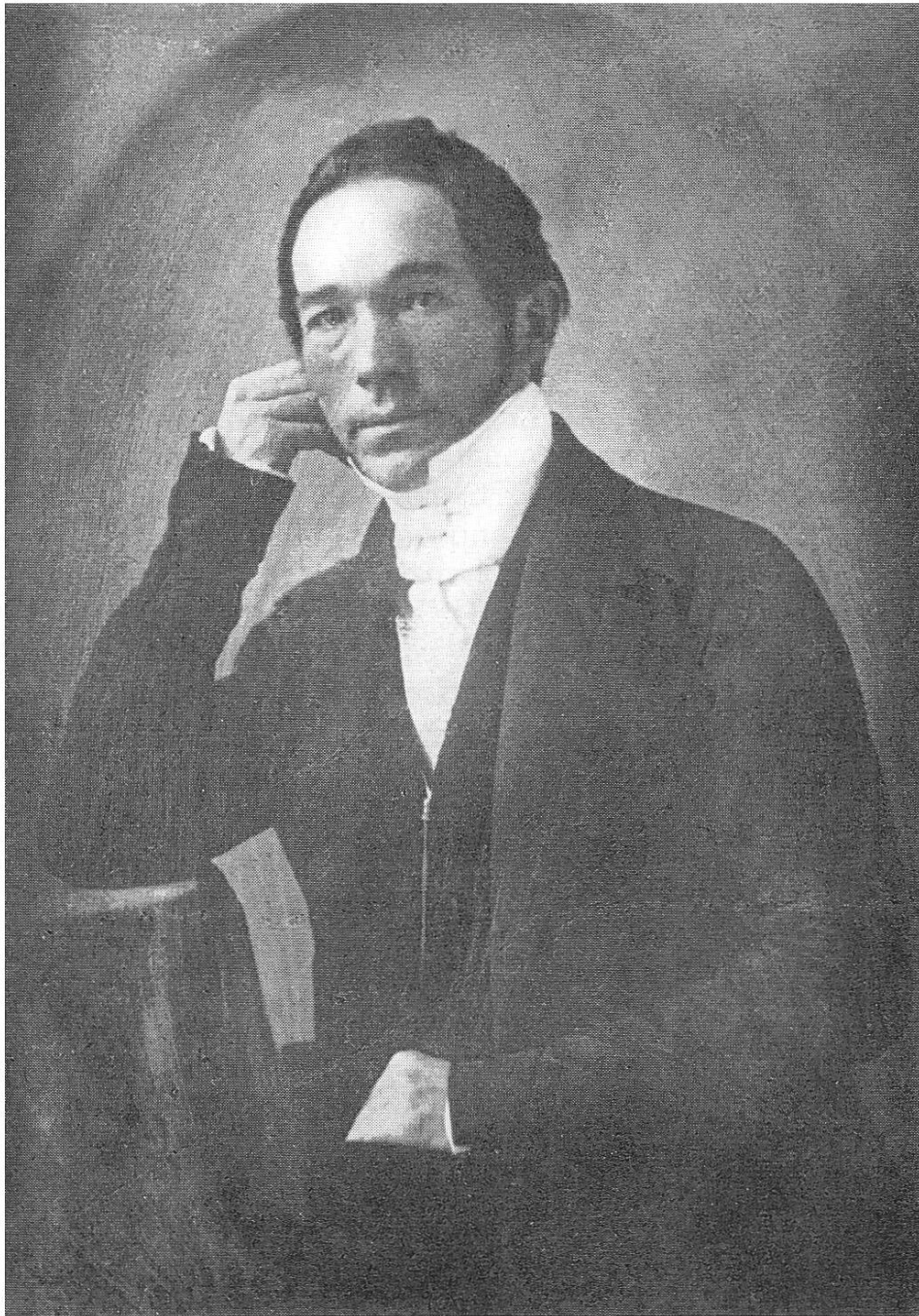
# Alfred Escher und Heinrich Schweizer

In Ernst Gagliardis monumentaler Biographie des Staatsmannes wird das Leben von Alfred Escher als ein Stück neuerer Schweizergeschichte verstanden und geschildert. Da war, begreiflicherweise, kein Raum, um auch privaten Beziehungen nachzugehen, die für Eschers öffentliche Wirksamkeit mehr oder minder belanglos geblieben sind. Auf den über siebenhundert Seiten des Buches erscheint daher nur ein einziges Mal beiläufig der Name eines Mannes, der doch wenigstens zeitweise zu den Menschen gehörte, die Escher am nächsten standen, und der, weit über diese Frist hinaus, die glänzende Laufbahn des Freundes mit innigster Teilnahme verfolgt hat.<sup>1</sup> Das Auftauchen eines bisher nicht bekannten, in Privatbesitz befindlichen Schreibens von Alfred Escher an Heinrich Schweizer gab Anlass, ein im Bundesarchiv verwahrtes Faszikel mit Briefen Schweizers an Escher durchzusehen.<sup>2</sup> Das ist im Wesentlichen die quellenmässige Grundlage unserer Skizze: Papiere, denen niemand grosse historische Bedeutung beimessen wird, deren menschlicher Gehalt jedoch zu kurzer Meditation einlädt.

Heinrich Schweizer wurde am 19. Dezember 1800 als Sohn eines

<sup>1</sup> E. Gagliardi: Alfred Escher, vier Jahrzehnte neuerer Schweizergeschichte (Frauenfeld 1919), S. 9 und Anm. 1.

<sup>2</sup> Escher-Nachlass: 11 Briefe aus den Jahren 1838–1850. – Ergänzende Mitteilungen von Nachkommen Schweizers, für die ich Schwester Leny Häussler in Rüti und Frau Pfr. H. Schweizer-Amrein in Gümligen zu danken habe, konnten in das abgeschlossene Manuskript nur noch soweit verarbeitet werden, als dies notwendig schien, um Irrtümer und Unklarheiten zu beheben.



*Heinrich Schweizer (1800–1882)  
Hauslehrer Alfred Eschers in den Jahren 1827 und 1834–1837*

Kleinbauern und Wegknechtes in Opfikon geboren.<sup>3</sup> Der Dorfschulmeister von Opfikon und der Klotener Pfarrer verhalfen dem talentierten Knaben trotz seiner ärmlichen Herkunft zu höherer Ausbildung. Doch ist ihm der Aufstieg sicher auch seelisch nicht leicht gefallen. Das Urteil, das seine Lehrer am Carolinum, der Zürcher Gelehrtenschule, im November 1818 über ihn abgaben, lässt die Schwierigkeiten ahnen: «Schweizern gereicht etwas allzu unterwürfig Scheues nicht zum Vortheil, auch verwirrt er sich leicht; allein er ist fleissig und thut das Seinige redlich.»<sup>4</sup> Der Jüngling entschied sich für die geistliche Laufbahn. Einen Teil der Mittel für sein Studium verdiente er sich als Privatlehrer. So unterrichtete er von Ende Januar bis Mitte Mai 1827 den einzigen Sohn des reichen Kaufmanns Heinrich Escher-Zollikofer im «Neuberg» am Hirschengraben. Freundschaftliche Beziehungen verbanden ihn seither mit dem beinahe zwanzig Jahre jüngeren Alfred wie auch mit seinen Eltern und der Schwester Clementine; noch 1844 schrieb er seinem ehemaligen Schüler: «Du lebst und schwebst mir immer aufs lebhafteste vor der Seele, wie Du als 7, 8 und 9jähriger Knabe gewesen.» Nachdem Schweizer am 22. März 1827 ordiniert worden war, übernahm er im Mai ein Vikariat in Bubikon, wurde noch im gleichen Jahre Pfarrer in Albisrieden, wechselte 1830 wieder nach Bubikon und blieb dort, bis zu Anfang 1834 andauernde Kränklichkeit ihn zum Rücktritt nötigte.<sup>5</sup>

Wie eng er mit der Familie Escher verbunden war, zeigt sich darin, dass er nun Zuflucht fand in deren neuem Wohnsitz, dem im Herbst 1831 bezogenen «Belvoir».<sup>6</sup> Hier scheint er auch die folgenden drei Jahre verbracht zu haben. Am 30. Januar 1837 meldete er

<sup>3</sup> Vgl. die Pfarrbücher und Familienregister von Kloten im Staatsarchiv Zürich (StAZ): E III 63.6 S. 502; E III 63.31 S. 85; E III 63.34 S. 153. Heinrich entstammte der 2. Ehe seines gleichnamigen Vaters (1760–1832) mit Anna Meyer. Das Zürcher Pfarrerbuch (Zürich 1952, S. 523) setzt seine Geburt irrtümlich ins Jahr 1801.

<sup>4</sup> Aus der Kollokation der 3. Klasse: StAZ, U 98.1 Fasz. 1.

<sup>5</sup> Schreiben Schweizers an den Kirchenrat vom 6.I.1834, wonach er wegen Nervenübels den Anforderungen seines Amtes nicht mehr gewachsen war: StAZ, T 17.1 Fasz. 2.

<sup>6</sup> Mitteilungen Alfred Eschers über den Umzug in seinen Briefen an Schweizer vom September 1831 (Zentralbibliothek Zürich: Familienarchiv Escher vom Glas 207.104). In seinem Taschenkalender notierte Schweizer zum 22.IV.1834: «Abschied von Bubikon; ins Belvoir», zum 18.IV.1835: «Nachmittags Konfirmation Alfreds auf Belvoir».

sich vom Belvoir aus auf die durch den Tod von Pfarrer Vogel verwaiste Pfarrstelle in Schwerzenbach; seine Gesundheit hatte sich also mittlerweile soweit gefestigt, dass er wieder an eine geordnete Tätigkeit denken durfte. Schon nach Schwerzenbach gewählt, lehnte es Schweizer am 3. März in einem zweiten Schreiben an den Kirchenrat ab, dort noch vor seinem definitiven Amtsantritt eine Verweserei zu führen: «Denn meine Verhältnisse zu Herren Escher und die mit dieser Privatanstellung verknüpften Verbindlichkeiten sind von der Art, dass ich, so lange diese noch fortdauern, mich grössten Theils in der Verfügung über meine Zeit und Thätigkeit abhängig fühle, und die Übernahme irgend eines regelmässigen Vicariates das Aus-treten aus diesen Verhältnissen nach sich ziehen würde, was mich aber aus mehrfachen Gründen für die kurze Zeit meines hiesigen Aufenthaltes in die grösste Verlegenheit bringen müsste . . .»<sup>7</sup>

Obgleich wir nicht ausdrücklich erfahren, was es mit dieser Privatanstellung auf sich hatte, wird man kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass Schweizer auf Grund einstiger Bewährung nochmals beigezogen worden war, um den jetzt achtzehnjährigen Alfred Escher als Korrepetitor auf die Abschlussprüfungen des Gymnasiums vorzubereiten. Bei einem so hochbegabten Schüler kann die Aufgabe nicht schwierig gewesen sein, und vermutlich waren diese Wochen nicht so sehr sturer Büffelei gewidmet, als vielmehr dem halb spielerischen Umgang mit dem Lehrstoff, wohl auch gemeinsamem geistigem Geniessen, das über die Grenzen des geforderten Pensums hinausreichte. Für den Jüngling und seinen Hauslehrer verloren in diesem glücklichen Austausch die Unterschiede des Alters und Standes ihre trennende Kraft. Zwischen beiden erwuchs eine Freundschaft, die für die Dauer bestimmt schien. Als Alfred im Frühjahr 1838 Elternhaus und Vaterstadt verliess, um in Bonn die Universität zu beziehen, galt seine letzte Umarmung dem zurückbleibenden Mentor.

Ein im Sommer des nämlichen Jahres geschriebener Brief Schweizers ist noch durchaus erfüllt vom Hochgefühl der Gleichgestimmtheit, des selbstverständlichen Einklanges.<sup>8</sup> In scherzhaftem, bisweilen übermütigem Ton wird der Abwesende unterrichtet über das häusliche Leben im Belvoir, über die öffentlichen Geschehnisse der Hei-

<sup>7</sup> StAZ: T 22.2 Fasz. 7.

<sup>8</sup> Der Brief ist – aus Mangel an Zeit oder an Spontaneität? – in mehreren Etappen entstanden, nämlich am 14. und 23. VIII. und 4. IX.

mat, die Leiden und Freuden des Schreibers selbst. Der liebe Papa, so heisst es, erfreue sich herrlicher Gesundheit, sei bei seinen Blumen selig und habe kürzlich nach einem Konzert der Demoiselle Vial im Fraumünster seinen Beifall durch entschlossenes Klatschen bezeugt, in welches nach Augenblicken allgemeiner Bestürzung auch die andern Zuhörer einstimmten: «Eine unerhörte Revolution für gewisse fromme Seelen!»<sup>9</sup> Von Herrn Heer<sup>10</sup> möge sich Alfred die köstliche Geschichte erzählen lassen, wie Papa, der von der Gemeinde Enge in eine Kommission zu Beratung gewisser Verfassungsänderungen gewählt worden, einmal noch nachts 11 Uhr im «Sternen» andächtig lauschenden Mitbürgern seine Ansichten vortrug, bis ihn Mama durch einen Bedienten nach Hause zitierte. Recht kritische Äusserungen fallen im weitem über die Zustände seit 1830, etwa die Manipulation der öffentlichen Meinung durch die liberalen Blätter, wie sie sich neuerdings im Zusammenhang mit einem Entlassungsgesuch «unseres Schulpapstes<sup>11</sup>» bemerkbar gemacht habe. In Schwerzenbach streite man sich seit sieben Jahren über einen Schulhausneubau, und die Atmosphäre sei dadurch bis zu dem Grade vergiftet, dass der Pfarrer in dem prosaischen Gezänk nur mehr vegetieren könne. Dekan sei er, Schweizer, bislang nicht geworden: «Und selbst, wenn ich Erzbischof von Canterbury würde, möchte ich von Dir, mein Lieber, nie eine andere Anrede hören als die, womit Du mich in Deinem lieben Schreiben begrüssetest, sowie auch ich, magst Du in der Welt noch werden, was Du willst, Bürgermeister von Zürich, Landammann der unirten Helvetia oder gar Gemeindschreiber in Enge, mir wenigstens in unsern Privatverhältnissen das Vorrecht ausbitten möchte, Dich meinen lieben, theuren Alfred nennen zu dürfen.»

Eine bemerkenswerte Stelle: denn zwar hat Schweizer es nie zum Erzbischof gebracht, wohl aber sollte Escher in wenig mehr als zehn Jahren zur Würde des Zürcher Bürgermeisters gelangen. Ist es zu verwundern, dass das bescheidene Sitzenbleiben des einen, der steile Aufstieg des andern eine Spannung erzeugte, der ihre Freundschaft auf die Dauer nicht standhielt?

<sup>9</sup> Über die zu ihrer Zeit berühmte Sängerin Antoinette Vial vgl. die Dissertation von Eugen Müller: Charlotte Birch-Pfeiffer, eine Glanzzeit des Zürcher Stadttheaters (Zürich 1911, S. 190 ff.).

<sup>10</sup> Der Naturforscher Oswald Heer (1809–1883), der eine im Zürcher Taschenbuch 1910 veröffentlichte Lebensskizze von Heinrich Escher-Zollikofer verfasst hat.

<sup>11</sup> Ignaz Thomas Scherr, 1832–1839 Seminardirektor in Küsnacht.



Aber wir greifen mit dieser Frage vor. Der nächste Brief ging am 18. November 1838 nach Berlin, wohin Escher auf das Wintersemester übersiedelt war. Schweizer konnte ihm darin seine Verlobung melden, behandelte indes das Thema eigentümlich flüchtig, gleich als ob er gespürt hätte, dass er bei dem fernen Freund kein sonderliches Interesse dafür voraussetzen oder gar beanspruchen dürfe.<sup>12</sup> Papa Escher sei immer guter Dinge, sehr häuslich, und gehe fast nur aus, um Demoiselle Vial oder Madame Birch-Pfeiffer singen zu hören. Und wiederum fehlt es nicht an Hieben gegen Scherr: «... des Directors ehrgeiziger und selbtherrischer Geist lässt ihm keine Ruhe, und seine selbsteigenen Lobhudeleien, die er mit unermüdlicher Feder sich neulichst wieder gespendet, sind theils von erweislichen Unwahrheiten übervoll, theils verlieren sie immer mehr ihre Kraft. Selbst seinen Anbethern aus seinen eigenen Zöglingen gehen mit den wachsenden Erfahrungen die Augen auf, und Mancher von diesen will nicht mehr in verba magistri schwören.» Nach solchen und andern Streiflichtern auf die Lage im Vorfeld des Straussenhandels schloss Schweizer, ähnlich ahnungsvoll, wie er vor Wochen Eschers Karriere in Gedanken vorweggenommen hatte, seinen Brief mit Ausblicken auf die Entwicklung der Eisenbahnen in der Schweiz: «Aargau hat das ersehnte Expropriationsgesetz mit Mehrheit verworfen, wodurch die Eisenbahn nach Baden und Basel in die grösste Klemme getrieben, wo nicht anderswohin vertrieben oder gar unmöglich wird. Auch die Krämer von Basel sollen aus lauter Eifersucht über das Gewicht und die Vortheile, wie sie für Zürich erwachsen würden, für die Realisierung derselben nicht besonders günstig gestimmt sein; natürlich, dass Vitodurum darüber jubelt. Ein entschlossener Wille vermag am Ende, Berge zu versetzen.» Ob er bei dieser Prophezeiung auch an den entschlossenen Willen des Freundes dachte?

Erst nach einer Pause von etwas über fünf Jahren liegt ein neuer Brief Schweizers vor.<sup>13</sup> Die Anrede «Mein lieber Herr Doctor!» ist scherzhaft gemeint; denn im folgenden bleibt es beim gewohnten Du, wie überhaupt die alte Vertraulichkeit noch ganz ungetrübt erscheint. Öftere Begegnungen mochten sie seit Eschers Rückkehr in

<sup>12</sup> Schweizer heiratete am 11.III.1839 Dorothea Maag (1816–1861), Tochter von Dr. med. Joh. Jakob Maag-Köchli in Feuerthalen (StAZ: E III 63.7 S. 178). Alfred Escher schenkte ihm zur Hochzeit einen Spiegel mit vergoldetem Rahmen.

<sup>13</sup> Datiert vom 31. Januar / 1. Februar 1844.

die Heimat gestärkt und belebt haben, wenn auch Schweizer kaum mehr so häufig wie einst im Belvoir ein- und ausging, seit er 1841 in Rüti ein grösseres und weiter entferntes Wirkungsfeld gefunden hatte. Immerhin: man sah sich zuweilen, einer wusste um das Tun und Lassen des andern, und so konnte Schweizer über Eschers römischrechtliche Arbeiten seine spassigen Glossen anbringen, von denen er sicher sein durfte, dass sie mit verständnisvollem Schmunzeln aufgenommen würden. Er möge, rief er dem Freunde zu, doch nicht völlig zum Heiden werden, damit ihn am Ende die Christenheit nicht exkommuniziere und er sich in die Wälder Amerikas flüchten müsste. Auch solle er nicht vergessen, ihm, Schweizer, ein Exemplar des vollendeten Werkes zu dedizieren, weil er vom «Nihilismus» (zu deutsch: «nichts in der Tasche oder einen leeren Beutel haben») derart geplagt sei, dass er sich keines beim Buchhändler erwerben könnte.

Zu Weihnachten 1841 war ihm in Rüti ein Sohn geschenkt worden, mit Bezug auf welchen er am 22. Februar 1847 – immer noch in kühner Vorwegnahme des Kommenden, aber schon lange nicht mehr so utopisch wie vor achteinhalb Jahren – an Escher schrieb: «Zum voraus empfehle ich diesen künftigen Gymnasiasten dem dannzumahligen Herrn Bürgermeister und Präsidenten des Erziehungsrates.» Die nämliche Epistel traktierte im Zusammenhang mit dem neuen Zürcher Gesetz betreffend die Kantonsschule (an dessen Vorbereitung Escher wesentlichen Anteil hatte) allerlei Schulfragen. Schweizer lobte es, «dass die französische Sprache nun obligatorisch im Gymnasium comparirt und anderseits, dass für die Disciplin der Industrieschüler . . . gesorgt ist, von denen nun hoffentlich in Zukunft weniger als bisher sich zum Billard und andern Dingen ähnlicher Art in den leeren Zwischenstunden verleiten lassen können.» Ausführlich ging der Briefschreiber sodann auf die sozialen Zustände in Rüti ein. Von 1500 Einwohnern der Gemeinde waren damals, nach seinen Angaben, 900 bis 1000 Niedergelassene, welche in elf mechanischen Webereien und Spinnereien arbeiteten. «Wohl die Hälfte der Wohnungen sind leer von Victualien.» Ungleich manchen Amtsbrüdern, die eigene Armut nie gekannt hatten, richtete Pfarrer Schweizer sein Augenmerk nicht nur auf religiösen Sinn und Moralität der ihm vertrauten Herde, sondern ebenso sehr auf ihre leiblichen Bedürfnisse. Obwohl er selbst auch jetzt nicht im Überfluss lebte, verteilte er Mais und Suppe an die Ärmsten und versuchte so wenig-



stens der drückendsten Not zu steuern. Für diesen Zweck wagte er es, auch an Eschers Freigebigkeit zu appellieren, während wir nirgends den leisesten Hinweis finden, dass er je versucht hätte, für sich vom Reichtum im Belvoir Nutzen zu ziehen.

Ein Jahr später legte Schweizer dem rechtskundigen und einflussreichen Freunde, der mittlerweile zum ersten Staatsschreiber avanciert war, einige Schulangelegenheiten und armenrechtliche Fragen aus seiner Gemeinde vor.<sup>14</sup> Es genügt hier, einen Fall zu erwähnen, der die Zeitübel grell beleuchtet. Zwei heimatlose katholische Waisen, jetzt vierzehn- und sechzehnjährige Geschwister, seien vor einigen Jahren von den Behörden in die Spinnerei des Herrn Honegger im Widacker gegeben worden; seither besuchten sie weder Schule noch Kirche und könnten noch keinen Buchstaben lesen. «Die Schulpflege wagt nicht, sie zur Schule zu fordern aus Furcht, es möchten daraus Konsequenzen für das Bürgerrecht hergeleitet werden, wie das schon aus dem Umstande geschehen wollte, dass ihre Mutter, sterbend in eine Scheune an die Grenze gebracht, dann in einer Bestallung (mitten im Winter) von Nachbarn in hiesiger Gemeinde aufgenommen und da – mit Wissen des Statthalteramtes – ein paar Tage bis zu ihrem Tode geduldet wurde.»

Handelt dieser Brief ausschliesslich von Sachfragen aus dem Wirkungskreise des Pfarrers von Rüti und ging er persönlicheren Dingen völlig aus dem Wege, so zeigt das nächste Schreiben umso deutlicher, wie sich die Beziehungen zwischen Schweizer und Escher gestaltet hatten. Zumal wir in diesem Falle auch Eschers Antwort kennen, rechtfertigt es sich, beide Stücke im vollen Wortlaut wiederzugeben.

Am 27. Dezember 1848 hatte der Grosse Rat des Kantons Zürich den Nachfolger des zur Würde des ersten schweizerischen Bundespräsidenten aufgestiegenen Amtsbürgermeisters Jonas Furrer zu bestimmen. Gewählt wurde Alfred Escher mit 111 von 151 Stimmen. Zwei Tage danach griff Pfarrer Schweizer zur Feder, um seine Gefühle in Worte zu fassen, die bei aller Freude und Dankbarkeit auch eine leise, übrigens wohlverständliche Wehmut ausdrücken:

Mein Lieber!

Als ich zu Ende der verflossenen Woche an Deinen theuern Vater einige Zeilen richtete, ahnete mir, was diese Woche Dir bringen

<sup>14</sup> Am 23.III.1848.

würde und sprach Dir und Deinen verehrten Eltern zum voraus meine Glückwünsche aus, mit dem Bedauern, dass sehr hartnäckige rheumatische Schmerzen mir fast jedes Ausgehen erschweren und fast unmöglich machen. Am Dienstag und Mittwoch aber, je mehr Deine Berufung zur höchsten Würde unsers Staates sich näherte und deshalb keine Zweifel mehr vorhanden waren, zog es mich unwiderstehlich nach Zürich, um Dich persönlich nach langer, langer Zeit wieder einmal zu sehen und Dir mündlich auszusprechen, was mein Innerstes für Dich fühlt und wünscht. Am Donnerstag in Zürich angelangt, bereiteten mir meine Kreuz- und Hüftleiden ein wahres Kreuz! Bei der äusserst ungünstigen Witterung musste ich meistens an der Wühre im Zimmer zubringen, von welchem aus ich jedes über die Meisenbrücke fahrende Gefährte ins Auge fasste, um etwa dasjenige von Belvoir zu erblicken und dann geschwind mich in dasselbe zu setzen und nach Belvoir fahren zu lassen.<sup>15</sup> Allein umsonst! Auf dem Rathhause, wo ich Dich aufsuchte, konnte mir niemand sagen, wo Du etwa in der Stadt sein möchtest. – Nach dem Essen hatte ich eine Besprechung mit Herrn Dr. Rahn-Escher<sup>16</sup>, von welchem ich die neuste schwere Erkrankung Deiner verehrten Mutter, zugleich aber auch, Gott sei Dank! deren Rettung und Reconvalescenz vernommen. Dieses bestärkte mich in dem Vorhaben, den Nachmittag bis zur Abfahrt des Dampfbootes noch zu einem Besuche auf Belvoir zu benutzen. Allein Herr Dr. Rahn widerrieth mir dieses bei dem abscheulichen Wetter aufs entschiedenste, wenn ich nicht ganz und bedeutend erkranken wolle. Es blieb mir daher nichts übrig, als wieder in meine Herberge zu gehen und dann per Dampf bis Schirmensee und von da per Post nach Rüti zurück zu kehren.

Nun aber lasse ich es mir nicht nehmen, Dich im Geiste zu besuchen und Dir schriftlich zunächst meine innigsten Grüsse und Wünsche zu bieten zu der Würde, die Dir nun übergeben worden. Glaube mir, mit der lebendigsten Theilnahme und treuesten Liebe habe ich Dich seit Jahren begleitet, wie Du von Stufe zu Stufe heran stiegst in unserm Staatsleben, und zumal auch das gegenwärtige Jahr hindurch, wie ein Ruf nach dem andern Deine Kenntnisse,

<sup>15</sup> Schweizer wohnte an der Wühre bei seinem Schwager, dem Dreher Hs. Kaspar Labhart-Maag (dem die ‚Zürcher Wochen-Chronik‘ am 6. Juni 1903 zum 100. Geburtstag gratulieren konnte). Mit der «Meisenbrücke» ist die Münsterbrücke gemeint.

<sup>16</sup> Dr. med. Hans Conrad Rahn-Escher (1802–1881), Vizepräsident des «Glaubenskomitees» von 1839.

Deinen Willen und Deine Thätigkeit im engern und weitem Vaterlande in Anspruch genommen und vielfach ehrenvoll erprobte! Und die Krone von Allem! Gott segne Dich und rüste Dich aus, mit Weisheit und Kraft heilsam einzugreifen und zu wirken nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für kommende Zeiten! – Mit der Würde geht aber stets auch die Bürde gepaart, und manche Dornen auf Deiner politischen Laufbahn haben Dir diese erschweren wollen, aber nicht unterbrechen können. Edle und reine Charaktere suchen solche Schwierigkeiten, auch wenn sie noch so bitter und verletzend erscheinen, zwar nicht, aber fürchten sie auch nicht; sie sind zu überwinden, und jeder Sieg stärkt die Kraft, und das reine Bewusstsein und die Achtung und Anerkennung der Unbefangenen ist köstlicher Lohn und der schönste Triumph! Das ist Dir nun geworden, mein Theurer, Lieber, und ich beglückwünsche Dich dazu von ganzem Herzen.

Ein grosser, ruhm- und segensvoller Wirkungskreis hat sich Dir und Deinem regen, rüstigen Schaffen geöffnet, und eine jugendlich-männliche Kraft des Körpers und des Geistes, verbunden mit der seltenen Gunst glücklicher äusserer Verhältnisse macht Dir vieles leicht und möglich, was andern vielleicht unmöglich wäre. Ermunternde Vorbilder aus dem Geschlechte, dem Du angehörst, leuchten Dir voran, Dich verdient zu machen ums Vaterland! Von Mehrern nenne ich hier nur den edeln Republicaner, der Dir noch am nächsten gestanden, Escher von der Linth!<sup>17</sup> Und wenn ich noch einen ehrwürdigen, mir unvergesslich theuern Mann nennen darf, den Du noch kanntest, und der sich in frühern Jahren wie ein väterlicher Freund nach Dir erkundigte, so oft ich denselben von Zeit zu Zeit zu sehen Gelegenheit hatte, so ist es der im Leben von einer gewissen Seite so vielfach misskannte und so bitter verfolgte edle Meier von Knonau.<sup>18</sup> Wenn einer ein wahrhaft liberaler und unerschütterlich fester Freund seines Volkes und Vaterlandes war, so ist es dieser gewesen. Seine Weisheit und feste selbständige Kraft, seine Humanität und Milde haben ihn, den fast blinden Mann, durch fast 4 Decennien hindurch unentbehrlich gemacht in den wichtigsten Zeitverhältnissen und Geschäften. Solche Männer und solche wahrhaft edle

<sup>17</sup> Conrad Escher v. d. Linth (1767–1823) gehörte wie Alfred Escher der Heinrich'schen Linie der Escher vom Glas an.

<sup>18</sup> Regierungsrat Ludwig Meyer von Knonau (1769–1841), der Vater des mit Schweizer befreundeten Staatsarchivars Gerold M. v. K. Während seines Studiums hatte ihm Schweizer zeitweise als Privatsekretär gedient.

Charaktere bedarf unsere Zeit! Sei und bleibe Du ein solcher! bezeichne Deine Jahre mit Thaten, wie sie der besten Bürger würdig sind, und wie wir sie nicht selten auch an den Vorstehern und Führern unsers Landes gewohnt sind. Alle meine Kenntnisse und Beobachtungen über Dich müssten mich täuschen, wenn ich nicht mit voller Überzeugung es aussprechen dürfte und könnte: das willst Du! und das wirst Du!

Auch am kirchlichen Leben wirst und bist Du nun berufen, Antheil zu nehmen. Auch dessen freue ich mich! Sicher wirst Du finden, dass auch im christlichen Gebiete die Geister lange nicht so weit auseinander stehen, als es im Leben oft den Anschein hat. Vom Herren Bürgermeister und Kirchenrathe wünsche ich für meine Person nichts! Ich bin zufrieden mit dem, was mir geworden, und bitte Gott, dass es mir möglich werde, noch längere Zeit und nicht ganz ohne Segen zu wirken. Aber unser kirchliches Leben und Alles, was ein wahrhaft christliches Leben in unserm Volke zu erhalten und zu heben geeignet ist, das empfehle ich Dir als eine heilige Angelegenheit mit aller Wärme und Treue! Auch in diesem Theile Deines grossen Tagewerkes möge der Geist Gottes Dich leiten und stärken und Gottes Liebe und Treue Dich segnen!

Entschuldige freundlich, wenn ich immer noch fortfahre, in unserm Privatverhältnisse Dich mit dem alten traulichen Du anzureden. Ich kann unmöglich anders! Du lebst zu tief in meinem Herzen! Es hiesse, die Erinnerung an unser früheres, mir Zeit meines Lebens theures Verhältniss aus meinem Gedächtnisse und Herzen heraus reissen wollen! – Dem lieben, theuern Freunde was dem Freunde, dem Amte und den äussern Verhältnissen aber was diesen gebührt!

Aus einem an Ereignissen und Erlebnissen für Dich so reichen Jahre hinüber in ein neues, für Dich und unser Vaterland wohl nicht minder wichtiges geleite Dich Gott! Er segne Dich im staatlichen Leben, in Deinem auch mir unvergesslich lieben Familienkreise und in Deinem eigenen Herzen in reichem Masse und auf mancherlei Weise!

Immer in treuester Liebe

Dein

Rüti, 29. Decbr. 1848

Pfr. Schweizer in Rüti

Noch bitte ich Dich, Deinen theuern Eltern meine besten Wünsche und Empfehlungen zu sagen. Nächster Tage soll indessen ein be-

sonderes Briefchen an Herrn Escher nachfolgen. Vorläufig nur dieses zum Beweise, dass ich dessen lieben Zeilen und Sendung gestern bei meiner Rückkehr von Zürich vorgefunden.

Escher war wohl feinfühlig genug, um die zwar nach Kräften unterdrückten Spuren von Bitterkeit zwischen den Zeilen dieses Schreibens herauszulesen. Irren wir nicht, so verrät sein Gegenbrief<sup>19</sup> den Wunsch, den unausgesprochenen Schmerz des älteren Freundes über die allmählich eingetretene Entfremdung zu lindern; vielleicht sogar schwingt darin etwas wie ein leises Schuldbewusstsein mit.

Mein lieber Freund!

Empfange meinen besten Dank für die herzlichen Glückwünsche, welche Du mir bei Anlaß meiner Wahl zum Bürgermeister des Cantons Zürich in Deinem lieben Briefe vom 29sten v.M. dargebracht hast.

Sei überzeugt davon, daß je mehr und je tiefer ich in den Strudel des politischen Lebens hineingerissen werde, ich desto lieber nach dem freundlich stillen Eilande zurückblicke, dem mich so frühe und so gewaltsam die unerbittliche Woge der inhaltsschweren Ereignisse in unserm Lande enthoben. Und wenn ich meine Blicke fast sehnsüchtig zurückwende und dann meine ganze harmlose Jugend vor mir steht, so kannst Du versichert sein, daß ich mit Anhänglichkeit und Dankbarkeit bei meinen Lehrern und so auch bei Dir verweile, habe ich doch nächst meinen Eltern größtentheils meinen Lehrern zu verdanken, was nun in engern und weitem Kreisen so viel, ich sage es ohne Ziererei, zu viel Anerkennung findet.

In hohem Maaße fühle ich, wie sehr ich Deiner und der vielen Glückwünsche, welche mir von Seiten anderer bewährter Freunde zukamen, bedarf. Ich soll in die Fußstapfen eines Mannes treten, der bei den ausgezeichnetesten Eigenschaften des Geistes und des Herzens die Liebe des Zürcherschen Volkes sich in einem seltenen Maaße zu erwerben wußte. Ich bin, wie mir Gerold Meier von Knonau schrieb, von den 82 Bürgermeistern, welche der Stand Zürich bis anhin gehabt, der erste, der schon in so jungen Jahren zu dieser Stellung berufen wurde; ich verberge mir endlich die außerordentlich schwie-

<sup>19</sup> Das Original befindet sich heute im Besitz von Herrn Rudolf Müller in Wangen ZH, dem ich für die Erlaubnis zur Veröffentlichung danke.



rige Aufgabe nicht, welche eine Regierung in dieser verhängnisvollen Zeit zu lösen hat. Aber alles dieses schreckt mich nicht. Das Unmögliche wird man von mir nicht fordern. Und das Mögliche werde ich durch Anstrengung aller meiner Kräfte zu leisten suchen. Arbeit war mir bis anhin keine Last und wird es mir hoffentlich nie sein! Dagegen beschleicht mich oft ein wehmütiges Gefühl, wenn ich bedenke, wie der Staat mich so frühe völlig in Beschlag genommen – wenn ich mich so ausdrücken darf – und mir selbst entrissen hat! Jene schöne Zeit nach Vollendung der Universitätsstudien, da man noch fortbauen kann an dem Baue der eignen wissenschaftlichen Vervollkommnung, ohne durch Anforderungen, die von außen her an einen gestellt werden, abgezogen zu werden, jene Zeit, da man sich selbst im schönsten Sinne des Wortes leben kann, war für mich so viel als nicht vorhanden! In den Jahren, in welchen man noch in die Scheuern sammeln sollte, um später davon zehren zu können, wollte bereits alles an mir zehren! Nun denn! Ich will mich damit zu trösten suchen, daß, was geschah, nicht ausgewichen werden konnte, daß die Gewalt der Umstände schon oft nicht etwa bloß schwaches Schilfrohr, sondern harten Stahl zu beugen und zu brechen vermochte.

Empfange mit meinen aufrichtigen Wünschen für Dein und der Deinen Wohlergehen meine herzlichen Grüße.

A. Escher

Belvoir,  
6. Jan. 1849.

Man wird ohne Zweifel gut daran tun, diese Äusserungen nicht allzu wörtlich zu nehmen. Gagliardi hat von Escher gesagt: «wenn er . . . eine wahre Leidenschaft der Machtübung entwickelte, so wurzelt das weniger in den Verhältnissen, als in ausnahmsweiser Begabung und Kraft des Geistes.»<sup>20</sup> Der vorliegende Brief enthält nichts, was sein Urteil erschüttern könnte. Denn wenn Escher sich hier als ein Geschobener, fast wider Willen an die Macht Gedrängter darzustellen beliebte, der sehnsüchtig nach dem harmlosen Eiland seiner Kindheit zurückschaute, so entsprach das nicht so sehr der

<sup>20</sup> a.a.O. S. 126.

Wirklichkeit, als vielmehr der Rücksicht auf den Empfänger, dem Willen, die Kluft, die ihn von jenem trennte, wenigstens für den Augenblick und scheinbar zu überbrücken. Dazu darf man, ohne die persönliche Wahrhaftigkeit des Briefschreibers in Frage zu stellen, auch ihm einen Anteil an jener wohlbekanntem Sucht seines Zeitalters zusprechen, das es liebte oder sogar für geboten hielt, die rohen Fakten idealisierend zu verklären, in sonderbarer Mischung aus Naivität und Heuchelei über alles und jedes eine schönrednerische Tünche zu breiten.

Viel bleibt uns nicht mehr zu sagen. Wir besitzen aus der folgenden Zeit noch fünf Briefe Schweizers an Escher, die jedoch hier von keinem nennenswerten Interesse mehr sind.<sup>21</sup> Im ersten steht noch der bezeichnende Satz: «Mein ganzes Wesen ist an Dich gekettet und hängt mit einer Liebe an Dir, die mit den Jahren nicht schwächer geworden ist.» Sonst aber hielt sich Schweizer von Gefühlsausbrüchen streng zurück und nahm die Zeit des «Princeps» von Zürich höchstens noch in Anspruch, um sich in bestimmten Gemeindeangelegenheiten Rat und Hilfe auszubitten. Am 3. Juni 1850 endet der einseitig gewordene Briefwechsel, ohne dass wir den Grund zu erkennen vermöchten. Hat Schweizer seither nicht mehr an Escher geschrieben, hat dieser die Briefe nicht aufgehoben oder sind sie nachträglich verloren gegangen? Wie dem auch sei, zu näherer Berührung ist es jedenfalls zwischen den beiden nicht mehr gekommen. Ihre Freundschaft war nicht zerbrochen, wohl aber verdorrt, je strenger sich die Lebenskreise geschieden hatten. Zusehends waren in Schweizers Briefen die lebendigen, die heiteren, ja übermütigen Töne seltener geworden, waren sie gleichgültigen, zuweilen leicht melancholischen Passagen gewichen. Der Pfarrer von Rüti war zu klug, menschlich zu reich angelegt, vielleicht auch ein wenig zu stolz, um sich in Klagen zu verlieren. Als ihm der Freund entglitt, zog er sich auf sein Eigenes zurück, und es wäre sehr verkehrt, solche Selbstbeschränkung als ein Versimpeln des kleinen Landpastors auf seiner abgeschiedenen Pfarre zu deuten. Konnte er sich auch an geistigem Format mit seinem ehemaligen Zögling gewiss nicht vergleichen, so ersteht doch aus allen schriftlichen Zeugnissen, die uns über sein Dasein und Wirken vorliegen, das Bild eines tapferen, pflichttreuen und liebenswerten Menschen, der seinen Platz auf Erden so gut als

<sup>21</sup> Die Daten: 27.XI. 1849, 14. und 24.V., 3. und 17.VI. 1850.

irgendeiner ausgefüllt hat.<sup>22</sup> Nachdem er, seiner zarten Gesundheit und familiärem Unglück trotzend<sup>23</sup>, während vollen neunundzwanzig Jahren sein Amt versehen hatte, durfte er am 9. Dezember 1870 in seinem Entlassungsgesuch schreiben: «In der Gemeinde Rüti . . . bin ich invalid und ist es mit mir Abend geworden. Mit dem Bewusstsein, nach besten Kräften auch in schwieriger Stellung gewirkt und treu des Amtes Bürden getragen zu haben, scheidet sich mit tiefer Wehmuth, aber ruhig aus dem mir durch Freuden und Leiden lieb und theuer gewordenen Wirkungskreise.»<sup>24</sup>

In Rüti, wo er seine letzten Jahre in der Familie seiner Tochter verbracht hatte, ist Heinrich Schweizer am 23. Februar 1882 – keine zehn Monate vor dem Tod Alfred Eschers – gestorben.

<sup>22</sup> So besonders auch aus seinen «epistolae Rütinenses» an Staatsarchivar G. Meyer von Knonau, den Taufpaten seiner Tochter Maria; vgl. Zentralbibliothek Zürich: Familienarchiv Meyer v. Knonau 32 af 540. Mit sympathischer Selbstironie zählt sich darin Schweizer einmal zu den «Bergleuten und halben Kellenländern» (15.IV. 1842). An 2 Stellen ist von Alfred Escher die Rede: «Über meinen ehemaligen Schüler und Zögling A. gäbe es Vieles zu sprechen. Er steht bald auf so schwindlicher Höhe, dass der Landpastor in respectvoller Entfernung steht und mit Hoffnung und Furcht, stets aber mit treuer Liebe zu ihm hinaufschaut und allenfalls bei Gelegenheit ein Freundeswort an ihn richtet. Seine Anhänglichkeit an mich, die er mir beweist, so oft wir uns sehen, freut mich und zeugt für sein gutes Herz, das ihn von Jugend an zierte!» (8.I. 1847); «Auch Du hast unserm ‚jüngsten‘ Herrn Bürgermeister gratuliert, wie er mir in einem gestern erhaltenen Briefe gemeldet. Mögen die vielseitigen Wünsche, die er empfangen, ihm zur Ermunterung gereichen, dem Staate treu zu dienen, und Gott sein Wirken mit reichem Segen begleiten.» (9.I.1849).

<sup>23</sup> Am 24.IV. 1859 war der noch nicht 18jährige Sohn Heinrich gestorben, dem nach langer Krankheit am 14.II. 1861 Schweizers Gattin im Tode folgte.

<sup>24</sup> StAZ: T 17.1 Fasz. 8. Vgl. auch die Nekrologe im «Freisinnigen» nr. 24 vom 2.III. 1882, im «Allmann» nr. 27 vom 3.III. 1882 und im Evangel. Wochenblatt nr. 10 vom 9.III. 1882.